Professor Bernhardi.

Komödie in 5 Akten von Arthur Schnitzler.

S. Fischer, Verlag, Berlin, 1912.

Da hat uns aber einmal einer gründlich unter die Nase geleuchtet, unser Kollege und Bruder in Aeskulap und Apoll Arthur Schnitzler. Alle, wie wir da leben und arzten, kommen drin vor, in der Komödie „Professor Bernhardi“, wir können uns geschmeichelt und getroffen fühlen, wo wir wollen, und uns freuen, wenn der andere getroffen ist. Ich sitze ein wenig neben draußen und beobachte mit heimlicher Liebe die mannigfaltigen Typen in unserein geistig so überaus regsamen Stande; und ich kann sagen, ich habe wundervolle Kollegen angetroffen, die mir den manchmal schon wankenden Glauben an die Menschheit wiedergegeben haben. Lebenswahrheit hat das Stück, und der fein ironisierende Geist Schnitzlers hält uns den boshaft lebenswürdigsten Spiegel vor. Jeder von uns hat gewiß schon Ähnliches erlebt, oder er wird es noch erleben, auch wenn die Komödie in Oesterreich spielt ums Jahr 1900.

Professor Bernhardi, der Gründer und Direktor des Privatkrankenhauses Elisabethinum in Wien, hat einen Kranz erlesener Kollegen als Mitarbeiter um sich: Rassejuden, wie den tapferen Dr. Löwenstein — und sie sind nicht die schlechtesten —, getaufte Juden, die ihr Blut stramm verleugnen durch Betonung antisemitischer Gesinnung, und Christen, katholische Christen, die sehr leicht in ihren religiösen Gefühlen verletzt sind und politisch werden; darüber der prächtig modellierte Kopf Bernhardis, des Normenschen, der von Geblüt Jude und von Denkungsart — Mann ist.

Die Fabel ist die: Ein junges Mädchen liegt rettungslos an Sepsis, in schönster Euphorie: sie glaubt, im nächsten Augenblick werde die Tür aufgehen und ihr Schatz hereinkommen. Vor ihrer Tür aber steht der Pfarrer, um ihr die letzte Oelung zu spenden. Bernhardi, erkennend, daß einer Glücklichen im Anblick des Pfarrers die erschreckende Wahrheit aufblitze, verbietet Hochwürden den Eintritt; aber schon hat eine Schwester die Kranke vorbereitet, und sie ist jäh erfassend gestorben.

Bernhardi glaubt seine Pflicht als Arzt und Mensch getan zu haben: „Zu meinen Pflichten gehört es, wenn nichts anderes mehr in meinen Kräften steht, meinen Kranken, wenigstens soweit als möglich, ein glückliches Sterben zu verschaffen.“ Aber er hat auch ein Kapitalverbrechen begangen, das verspiert er bald. „Ein glückliches Sterben? — Es ist wahrscheinlich, Herr Professor, daß wir darunter verschiedene Dinge verstehen.“ — Die Fürstin Stixenstein legt das Protektorat über das Elisabethinum nieder, das Kuratorium demissioniert, im Parlament kommt eine Interpellation, Bernhardi verzichtet auf sein Direktorat, das ihm ehrgeizige Neider verleiden, und im Sturm der Meinungen ereilt ihn, trotz der Gunst des Prinzen Konstantin, trotz der Gewogenheit des Ministers Flint, die Strafe: Gefängnis wegen Religionsstörung.

Kollegen rechts, Kollegen links. Wie der treffliche Professor Pflugfelder sagt: „Es gibt Streber, Schurken, Tröpfe.“ Aber es gibt auch famose Kerle, und Bernhardi selber ist ein Prachtmensch. Gewiß auch der Pfarrer in seiner Fakultät: das stellt sich in dem starken Dialog zwischen den beiden nach der Verurteilung heraus. Und dann schnarrotzt noch ein Bursche da herum, der Kandidat Hochroitzpointner, der auf allen Abteilungen hospitiert und die ganze böse Geschichte auf dem Gewissen hat, ein Lump, wie er auch im Leben anzutreffen ist, und nicht nur bei uns: es sind Edelmenschen und Bösewichter, aber nicht übertrieben und karikiert, sondern echt und wohlgetroffen.

Viele mit dem Herzen geprägte Worte fallen in der Komödie: so das Wort des jungen Dr. Pflugfelder, als Dr. Adler ihn anhaut: „Sie waren ja deutschnationaler Couleurstudent.“ — „Und Antisemit. Jawohl, Herr Dozent. Bin's sogar noch immer, im allgemeinen. Nur bin ich seither auch Antiarier geworden. Ich finde, die Menschen sind im allgemeinen eine recht mangelhafte Gesellschaft, und ich halte mich an die wenigen Ausnahmen da und dort.“ Aber es steht auch manch überflüssiges Wort darin, überflüssig für die dramatische Wirkung; im ersten Akt, da der Knoten sich schürzt, trifft alles noch knapp und blutvoll aufeinander: und auch später sprüht es wohl noch öfter dazwischen von Geist und Tat, aber in fünf Akten kann auch recht viel geredet werden, wenn der Tag lang ist und ein Dutzend Kollegen heimsamen sind. Dazu verstrickt sich die Sache in Auseinandersetzungen

des klugen Kultministers, der sein Mäntelchen nach dem Winde hängt, seines noch klügeren Hofrats und seines widerspenstigen, allzuehrlichen Freundes Bernhardi; als Bernhardi dem Hofrat Winkler vorhält: „Und soll ich Ihnen etwas sagen, Herr Hofrat? Sie in meinem Fall hätten genau so gehandelt,“ da entgegnet der zynisch: „Möglich, da wär ich halt — entschuldigen schon, Herr Professor — grad so ein Viech gewesen wie Sie!“

Das Schwergewicht der Komödie, das im Anfang ins Aerztlich-Menschliche fällt, verlegt sich allmählich ins Politische, und schließlich findet Bernhardi wieder den Weg zu sich selber, als er aus dem Gefängnis heraus die Abrechnung, die er zu halten gesonnen war, vergißt und sich bewußt wird, daß einem Mann wie ihm niemand Gesetze diktieren kann als nur der Gott in der eigenen Brust.

Ich denke, das Stück, das ich für ein schönes Kunstwerk halte, wird auf der Bühne, mit ausgiebigen Strichen, eine tiefe Wirkung haben; es liest sich aber auch als Buch vortrefflich. Es ist ja immer eine Lust, einen so aufrichtigen und hellen Künstlergeist an der Arbeit zu sehen, namentlich wenn wir selber unter seinem Messer liegen.

Das letzte Novellenbuch von Altmeister Paul Heyse, „**Plaudereien eines alten Freundespaars**“ (Stuttgart, bei J. G. Cotta, zweite bis vierte Auflage, 1912) berührt uns Aerzte insofern, als der eine Partner, der Freund, in das Gewand eines Medizinalrats gesteckt ist, seine Gespräche des öfteren eine medizinische Färbung tragen und an Dinge rühren, die außerhalb der Laienpsychologie besonderes Verständnis gerade beim Arzt finden werden. Der Medizinalrat raucht seine Zigarre und trinkt sein Täfelchen Tee bei der alten Dame, und da kommen sie auf allerhand zu sprechen, was ihre Herzen bewegt hat. Der anspruchslose Titel fordert keinen allzustrengen Maßstab heraus; aber es ist doch interessant, den flüssigen, eleganten Unterhaltungston, der kein schweres Gold und Silber zu führen braucht, mit der Sprache moderner Novellisten zu vergleichen, die jedes Wort sorgsam abwägen, ehe sie es ansprechen, ohne daß eine Unnatürlichkeit entsteht. Die große Leichtigkeit der Rede bringt ihre Bedenklichkeiten mit sich. So heißt es einmal: „Ich hatte ihn im stillen beobachtet und gesehen, daß er in verdrossener Stimmung hastiger, als gut war, getrunken hatte, sodaß sein bleiches Gesicht glühte und seine Augen mit Blut unterlaufen waren.“ Das ist eine Floskel, die sich in älteren Romanen häufig findet; in Wirklichkeit habe ich die blutunterlaufenen Augen im Verlauf einiger Gläser Wein nie gesehen.

Anders steht es mit dem sittlichen Gehalt der Novellen: sie sind damit wohl angefüllt und nehmen manche uns bewegende Frage recht ernst aufs Korn. Gleich in der ersten Novelle, „Faustrecht“, geht es ums Duell, und der Medizinalrat verfiert es unter Umständen: zwei Fälle aus seinem Leben, Grenzfälle zwischen Notwehr und Selbsthilfe, beweisen, daß es Verhältnisse geben kann, die einem Menschen die Waffe in die Hand drücken, und sie bringen die alte Wahrheit vor Augen, daß das Leben reicher und vielgestaltiger ist, als daß man es durchaus in menschliche Gesetze zwingen könnte: es wird immer darüber hinausquellen.

Mit Geist und lebhafter Grazie vertritt die alte Professorin in einer der Novellen die Meinung, die Frau sei nur physisch das schwächere Geschlecht; an seelischer Kraft, an innerer Widerstandsfähigkeit gegen Verführungen sei sie dem Manne überlegen.

In diese Doktorfragen, die das Leben verschieden zu beantworten liebt, ist eine Fülle von Erfahrungen der beiden alten Heißsporne ausgeschüttet, und es will mir nach allem vorkommen, daß auch die Theorien moderner Frauenbünde noch so grau sind, wie sie es schon zu Goethes Zeiten waren.

Hübsch wird im „Altruismus“ unser Zeitalter der Humanität gestreift mit seinen Krüppelheimen und Idiotenasylen und das Für und Wider gegen die Verzärtelung abgeblitzt. Ich meine, in der Aufpäppelung lebensuntüchtiger Geschöpfe kann unsere Kultur zu weit gehen; es ist nicht notwendig, die natürliche Auslese gewaltsam zu hindern und die vorhandene Uebervölkerung nach allen Regeln der Kunst zu steigern. Wir wollen buchen, daß auch Paul Heyse, den wir hier wohl mit dem Medizinalrat identifizieren dürfen, mit uns einig ist, es sei „ein wahrer Hohn auf das Gebot der Nächstenliebe, daß uns Aerzten nicht gestattet ist, einem in unerträglichen Qualen Ringenden, der unrettbar verloren ist, durch ein mildes Schlafmittel für immer Ruhe zu verschaffen:“ und daß es töricht ist, sich verpflichtet zu glauben, einen Selbstmörder an seinem Entschluß zu hindern, wenn auch diese Torheit oft durch das Leben selbst gerechtfertigt wird.

Im „Don Juan“ wünscht sich die Frau Professorin eine ebenbürtige Gegenspielerin des Weiberjägers, eine Frau von so starker innerer Reinheit, daß der Dämon an ihr zusehnden würde; und sie erzählt die Geschichte einer solchen Frau, die warmblütig wie nur eine doch der Werbung eines Gewohnheitsverführers widerstand, freilich nur im Tod.

Was sonst noch in dem Buche steht, die Herzenswirrnisse eines jungen Mediziners und die schöne Liebesgeschichte eines Fräuleins von Planta mit einem Tischlergesellen, das gibt den besten Begriff von der altgereiften und abgeklärten Psychologie Heyses. Wie aber zuletzt die beiden

alten Leuten am 70. Geburtstag des Medizinalrats vor die Stadt hinausfahren und sich eine 20 Jahre zurückgehaltene Liebeserklärung machen, die einst daran scheiterte, daß der Medizinalrat an den Gatten der Professorin eine falsche Diagnose gestellt hatte, die er sich post mortem ins Gewissen schrieb, das ist noch eine so feinsinnige und glückliche Dichtung des alten Meisters, der am 15. März dieses Jahres seine 83 Jahre auf dem Rücken hat, daß wir ihm, und wir Aerzte besonders, für dieses Buch einen frischen Kranz winden wollen.

Es läuten die Glocken.

Ein seltsames Buch hat der Chirurg Prof. Dr. Karl Ludwig Schleich geschrieben: „Es läuten die Glocken.“ Phantasie über den Sinn des Lebens (Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin, 422 S., broschürt 8,50 M., gebunden 10,00 M.). Karl Ludwig Schleich hat ein Dichterherz; ihm enträtselt und verkürt sich, was die Menschheit kraft naturwissenschaftlicher Forschung und philosophischer Spekulation erkannt hat, zu schönen Märgen, die wahr sind oder wahr werden. Er rührt an das Höchste und Tiefste, und er darf es mit seinen hellen Augen, die seherisch durch die Schleier dringen. Und da ihm alles so ungeheuer einfach wird, so steckt er seine Weisheit in ein kindliches Gewand, gibt sie in den Kopf und auf die Zunge eines Mädchens: Er schreibt eine Geschichte, die jeder verstehen kann, der Geschichten versteht; er muß garnicht auf den hohen Stühlen der Wissenschaft gesessen und dicke Folianten gewälzt haben.

Ein Försterskind, Else, das nicht dümmer und nicht gescheiter als andere Kinder ist, wird von heute auf morgen ein Genie. Diesen wunderbaren Fall, der für den rohen Beobachter im aufblühenden Geschlecht und in der erwachenden Liebe begründet sein könnte, symbolisiert Schleich sehr hübsch: Der Sternengeist Aldebaran ist dem Kind auf zehn Jahre beigegeben als Lehrmeister und Einsager seiner reinen Seele. „Luftpeterchen“ nennt ihn Else. „Viele Leute haben so einen Luftpeter bei sich, sie sehen ihn nur nicht so vor sich und halten seine Stimme für die ihres Gewissens, ihrer bösen oder guten Doppelseele. Ich kenne welche, die sprechen über ihre Absichten ganz laut mit ihrem Luftpeter; ist er dagegen, so sind sie dafür, und umgekehrt, und so kommt vieles zum Ausruhen und zum Gleichgewicht der Seele. Es sollte jeder genau wissen, welcher Art sein geheimnisvoller Mitwanderer und Schrittmacher ist.“

Und nun steigt Else mit ihrem guten Geist Stufe um Stufe hinauf auf der Himmelsleiter der Erkenntnis. Es geht um hohe Dinge, um Licht, Farbe, Musik, um Zellkern, Entstehung des Lebens, Mathematik, Kreis, Viereck und Tod. Der alte Goethe besucht Else vor seinem Tod und holt sich bei ihr die Bestätigung seiner Farbenlehre, und daß es nichts ist mit der Zusammensetzung von Weiß aus den Regenbogenfarben; Kant steht bei seinen Sternen, Lionardo wird begriffen, und Beethoven hört mit tauben Ohren das Geheimnis des Lebens in den Harmonien. Sehr wunderbar ist die moderne Gulliverreise, die Else mit Aldebaran, zu einer Winzigkeit verschrumpft, im Boden einer Wunde tritt. Ein junger Fischer, Franz, hat sich am Heckendorn gerissen, und die beiden Rätselschauer steigen nun in die Wunde wie in ein Bergwerk ein, fahren im Blutstrom in allen Organen herum, untersuchen und ergründen sie, kommen zu den Klingelzügen des Hauses, den Nerven, und läuten an den Glocken der Seele. Das ist schön und heilig zu lesen.

Oft sprengt der dichterische Geist Schleichs die Form: es quillt über und sprudelt und schäumt vor dem Reichtum des Sehens und Wissens, eine straffere Bindung, eine Kürzung einzelner Kapitel würde dem Ganzen noch mehr Schwungkraft verleihen. Was ich bewundere, das ist der glückliche Griff in das Sprachmaterial hinein, die schöpferische Plastik, mit der Schleich schwer zu fassende Begriffe zu marmornen und goldenen Bildern meißeit. Ich kann es mir nicht versagen, ihn selbst sprechen zu lassen, von den goldenen Lebensschlüsseln, von der Faust der Not, von der begrabenen Sonne.

„Nur Licht, nur Schatten wäre ein heller oder ein dunkler Tod, ein leuchtendes oder ein trübes Nichts, aber Tod oder Nichts in jedem Falle. Ein bunter Wechsel ist das Leben. Sieh, alle Farbe, alle Form ja jeder Gedanke stammt aus diesem Spiel. In dem Spiel der Farben ist Lust und Trauer, oder, wie ihr Menschen sagt, Gutes und Böses. Das ist ein Bild von allem, auch von euren Menschenherzen. Was wäre euer Glück ohne Qual, was euer Lachen, wenn ihr nie jenaud hättet stöhnen hören!“ —

„Ja, die Phantasie! Diese Regenbogenkönigin — man weiß nicht, ist sie mächtiger am hellen Tage oder im Schatten der Nacht? Sie ruht nimmer. Denn sie ist die Gespielin des Gedankens, und die Weggenossin des Nichtdenkens. Sie springt, beide zu bedienen, diese Königstochter im Hofhalt der Seele; kann doch mit ihrer Hilfe das Geistige Gestalt annehmen.“ —

„Lernt ihr erst die unsichtbaren Lichtgeister kennen, so werdet ihr schon begreifen, daß auch von Gehirn zu Gehirn Wunsch und Wille, Gedanken und Empfinden reicht wie ein luftig unsichtbares Fluidum; daß es geistige Schnürchen gibt, die Seele in Seele bannen und oft zusammen erzittern lassen, wie es goldene Nabelstricklein gibt, die Mutter und Kind für ewig zusammenhalten. So wirkt die Treue und alles Geistige über Tod und Grab.“

Wie berecht und feurig geht Schleich die Neunmalklugen an. „Ich sage dir, solange Menschen die Frage stellen: ‚Was ist das Leben und warum?‘ wird rings die Welt verstummen, die Vögel singen nicht mehr, der Bäche Rauschen hört auf, sein Wanderlied zu plätschern. Wolken stehen still, farblos wird Himmelsblau und Wiesenrün. Willst du den Grund wissen, Else? Weil diese Frage tödlich ist.“ Und er beweist: „Was ist die Wolke?“ — „Kondensierter Wasserdampf der Atmosphäre.“ — Stellt sie nicht ihr Flockenschweben ein und stirbt an deiner Frage und löst allsogleich ihren weißen Himmelssammet schnell in ein graues Nichts auf? So ist es stets, wenn wir nach dem „Was“ und „Warum“ der Dinge fragen. Die Wissenschaft glaubt, Antworten geben zu können, aber sie tötet leicht den Zauber.“ Und wenn er von den Zellkernen spricht, so wird er Prophet. „Nahrung ist nicht nur Heizung und Maschinendampf, sie ist auch Aufspeicherung von Tier- und Pflanzensaat für die Erzeugung verloren gegangener Teile. — Mit dem Kreislauf der Kerne geht der der besonders geformten Zellen und ihrer Bildung einher. Die Pflanzenkerne tun dir not, um viele der Zellen zu bilden, die richtige Säfte für dich produzieren. — Aber auch zu neuen Formen würde vieles erwachen, wenn durch Jahrtausende Mensch und Tier die Faust der Not auszuweichen zwänge. Euch könnten Schuppen werden, Flossen, Schwimnhaut und Flügel, wenn es die Not erheischt. Denn zu allen solchen Bildungen habt ihr die Anlage in euch, durch stetig wechselnde Nahrung mit euch verschmolzen.“

Wenn je einer nach dem Sinn des Lebens hat fragen dürfen, ohne zu töten, fromm und ehrfürchtig, so ist es Karl Ludwig Schleich: seine Vögel singen noch, seine Wolken wandern. Um die Geschichte menschlich zu runden: Jener Fischerfranz, in dessen Blut Else einst herumreiste, hat damals im Traum alles in sich gespürt, und so wird nun die Liebe zu Else in ihm reif. Aldebaran aber, der Himmelsgeist, der sich in seine geliebte Schülerin verliebt hat, lernt göttlich entsagen und das höchste Opfer bringen: Er vollendet sich.

Dieses Buch kann vielen ein Evangelium werden: es ist das leuchtende Bekenntnis eines lebensdurchschauenden und -bejahenden Mannes zu der Natur und ihrer Herrlichkeit und zu Gott, dem Geist, der sie schöpft.